



TAHAR
BEN JELLOUN
EHEGLÜCK

ROMAN

berlin
VERLAG 

die Flucht ergriffen, war verreist und hatte kein Lebenszeichen gegeben. Es war seine Art, auf Unbehagen und Beziehungskonflikte zu reagieren. Er führte ein Tagebuch, in dem es ausschließlich um die Schwierigkeiten in seiner Ehe ging. Nichts anderes wurde in dem Heft behandelt. Über zwanzig Jahre lang gab es nicht viel Abwechslung beim Beschreiben der Streitigkeiten, seines Verdrusses und seiner Wutanfälle. Es war die Geschichte eines Mannes, der geglaubt hatte, Menschen könnten sich ändern, aus ihren Fehlern lernen, ihre guten Seiten stärken, sich in Frage stellen und bessere Wesen werden. In seinem tiefsten Innern hatte er die Hoffnung gehegt, dass seine Frau eines Tages zwar nicht zahm und unterwürfig,

aber zumindest entgegenkommend und liebevoll werde, ruhig und vernünftig – kurzum eine Ehefrau, die zusammen mit ihm ein Familienleben teilte und aufbaute. Es war ein Traum. Er schlug den falschen Weg ein und gab seiner Frau die Schuld, statt auch seinen Teil der Verantwortung an der Misere einzugestehen.

Kapitel 2

Casablanca, 8. Februar 2000

»In einer Zweierbeziehung sind alle Opfer möglich und annehmbar bis zu dem Tag, an dem einer der beiden merkt, dass es ein Opfer gibt.«

Sacha Guitry, *Donne-moi tes yeux*

Gleich nach dem Aufwachen bat der Maler die Zwillinge um einen Spiegel. Drei Monate nach dem Unfall fühlte er sich zum ersten Mal stark genug, seinem Ebenbild standzuhalten. Als er sich sah, brach er in heftiges Gelächter aus, denn er erkannte

sich nicht und fand seinen Anblick jämmerlich. Er sagte sich: »Was hätte ich an deiner Stelle getan? Mich umgebracht? Dafür bin ich nicht mutig genug. Mich geweigert, in den Spiegel zu sehen? Ja, das hätte ich getan: mich nicht sehen, nicht feststellen müssen, was aus mir geworden ist. Um jeden Preis hätte ich verhindert, dass sich weitere Leidensbaustellen auftun.«

Nach dem Schlaganfall hatte er nicht einmal daran gedacht, sich umzubringen. Der Wille zum Leben war stärker geworden, aufgeben wäre zu leicht gewesen. Auch wenn sein Allgemeinzustand nicht sehr gut war, hatte er nach und nach wieder Freude an den alltäglichen Dingen gewonnen. Die depressiven Gedanken hatten ihn verlassen,

nicht alle, aber er war besser gewappnet, um sie zu verjagen und sich nicht darin zu suhlen. Er war kein Optimist, das überließ er den Naiven. Doch er hasste es, sich zu beklagen. Warum sollte er jammern? Das lähmte bloß das Denken. Er hatte von seiner Mutter gelernt, dass man sich nie beklagen durfte, erstens weil es nichts nützt und zweitens weil es die anderen langweilt. Das Leiden musste man ertragen, notfalls indem man allein in tiefer Nacht weinte. Seine Mutter sagte in ironischem Ton: »Ich hätte meinen Totengräbern so viel zu erzählen. Was die Engel betrifft, die uns am Tag unseres Begräbnisses begleiten, so werden sie meine Seele ganz hoch in den Himmel heben. Das wird meine schönste Reise.« Wie sollte man da nicht an die zwei